

# Evangelisch-Lutherisches Gemeinde = Blatt.

Organ der Ev.-Luth. Synoden von Wisconsin und Minnesota.

Redigirt von einer Committee.

Das Gemeinde-Blatt erscheint monatlich zweimal zum Preise von \$1.00 und 5 Cents Porto das Jahr. In Deutschland zu beziehen durch Hein. Naumann's Buchhandlung in Dresden.

Entered at the Post Office at Milwaukee, Wis., as second-class matter

Halte was du hast, daß Niemand deine Krone nehme. (Offenb. 3. 11.)

Alle Mittheilungen für das Blatt u. Wechselblätter sind zu adressiren: Prof. A. Gräbner, 686—10. Straße, Milwaukee, Wis. Alle Bestellungen, Abbestellungen u. Gelber sind zu adressiren: Rev. E. Jäfel, Milwaukee, Wis.

21. Jahrg. No. 1.

Milwaukee, Wis., den 1. September 1885.

Lauf. No. 513.

Inhalt. — Vorwort. — Der christliche Hausgottesdienst. — „Es soll geschehen, ehe sie rufen, will ich antworten.“ — Zeitsünden. — Komm, Herr Jesu, sei unser Gast. — Heiden und Heidenchristen. — Kürzere Nachrichten. — Synodalberichte. — Bitte. — Anstaltsache. — Allgemeine Pastoral-Conferenz. — Missionsfest. — Kirchweihe. — Einführung. — Anzeige. — Quittungen. — Berichtigte Adresse. —

## Vorwort.

Du hast, geliebter Leser, vor dir die erste Nummer eines neuen Jahrgangs unseres „Gemeindeblattes“. Daß dies Blatt vor dich kommt als ein rechtgläubiges lutherisches Kirchenblatt, verdankt es der Güte Gottes, Seiner gnädigen Aufsicht und Bewahrung; und daß du als ein rechtgläubiger lutherischer Christ dies Blatt vor dich nehmen und lesen kannst, verdankst du ebenfalls der Güte deines Gottes, der dich durch das Evangelium berufen, mit seinen Gaben erleuchtet, im rechten Glauben geheiligt und bisher erhalten hat, der auch dies Leben dir geschenkt und bisher gestiftet hat. Wir haben deshalb beide heute Ursache, der Aufforderung des Psalmisten zu folgen, der uns zuruft: „Danket dem Herrn, denn er ist freundlich!“

Wenn aber Gott uns leben läßt, geschieht solches nicht nur nach Seiner Güte, sondern auch nach Seiner Weisheit. Gott thut nichts ohne Zweck und Ziel; er hat nicht nur bei der Schöpfung alles weislich geordnet, sondern auch seine Erhaltung geschieht nach weisem Rath. Da will es sich denn geziemen, daß wir uns die Frage vorlegen und zu beantworten suchen: „Was sollen wir hier?“ Und fragst du: Wie sollen wir die Antwort finden? so sage ich: Da siehe deinen Stand an nach dem Worte Gottes. Bist du ein Hausvater, eine Hausmutter, so hast du nach Gottes Wort die Aufgabe, deine Kinder zu erziehen in der Zucht und Vermahnung zum Herrn. — Du bist Glied der christlichen Kirche; so hast du nach Gottes Wort die Aufgabe, deines Gottes Reich auf Erden bauen zu helfen, dahin zu wirken, daß das Wort Gottes ausgebreitet werde unter solchen, die es noch nicht kennen, und im Schwang und Brauch erhalten werde bei denen, die es haben; daß allem Irrsal, aller falschen Lehre gegenüber die göttliche Wahrheit ins Licht gestellt und vertheidigt werde; daß des Satans List, der Welt Falschheit und Verführung, des Fleisches Schwachheit und Bosheit immer aufs neue offenbar gemacht und den Menschen

zum Bewußtsein gebracht werde; daß du also als ein Glied des königlichen Priestertums auf Erden seist „allezeit Wehrer des Reiches“ deines Gottes und Heilandes. — Du bist Glied einer christlichen Orts-gemeinde; so hast du die Aufgabe, das Wohl und Wehe dieser Gemeinde auf betendem Herzen zu tragen, nach deinem Vermögen beizusteuern zur Erhaltung der Kirche und Schule, zu wachen über die Lehre, die in beiden verkündigt wird, den Bruder, der in Noth und Trübsal ist, zu trösten und aufzurichten und seine Noth, wo du kannst, zu lindern; den Mitschrisen, der von einem Fehl übereilt oder durch Verführung und des Fleisches Verderbtheit auf böse Wege gerathen ist, freundlich und ernstlich zu ermahnen und zu warnen und alles nach Christi, seines und deines Heilandes, Weisung an ihm zu thun, damit seine Seele gerettet werde; insonderheit auf die heranwachsende Jugend ein wachsameres Auge zu richten und ihr unter den vielen Gefahren, die sie umgeben, förderlich und dienstlich zu sein zum ewigen Leben. — Du bist vielleicht Kirchen-vorsteher, Schulvorsteher, Gemeindeältester, Armen-pfleger; so hast du die besondere Aufgabe, den Pflichten deines Amtes, als eines öffentlichen Dienstes, fleißig und gewissenhaft nachzukommen, deinem Seelsorger ein treuer Gehilfe zu sein und also der ganzen Gemeinde und einzelnen Gliedern derselben zum Segen zu werden.

Und das Gemeindeblatt? Es soll thun, was es soeben schon gethan hat, dich freundlich erinnern, was Gottes Güte und Weisheit mit dir im Sinne hat; und es soll ferner thun, was es schon früher, besonders auch in dem vor Kurzem abgeschlossenen Jahrgang gethan hat, dir Anleitung geben zur Erfüllung der Aufgabe und zur Erreichung des Ziels, dazu dich Gott erschaffen, berufen und bisher erhalten hat. Ist das alles bei dir erreicht, dann wird Gott schon dafür sorgen, daß du kein Gemeindeblatt mehr brauchst, und dich zu denen versetzen, von denen der Geist spricht, sie ruhen von ihrer Arbeit und ihre Werke folgen ihnen nach.

Aber, sprichst du vielleicht, wir sollen doch auch hier schon nicht immer arbeiten, sondern zu Zeiten auch ruhen. Wohl; aber auch auf deine Ruhstunden ist im Gemeindeblatt Rücksicht genommen, steht immer auch etwas darin, das nicht viel tiefes Nachdenken erfordert, da dir in schlichten Worten erzählt wird aus dem menschlichen Leben, aus der Geschichte des Reiches Gottes, aus der Heidenwelt, aus der Synode; und ist doch keineswegs unnützig, was dir hier von der Art geboten wird, sondern macht dich bekannt mit vielen Din-

gen, mit Wunderwegen, die Gott mit seinen Kindern gegangen ist und noch tagtäglich geht, daß man es mit Augen schauen kann, wenn man nur darauf acht hat.

Was nun im Einzelnen das Gemeindeblatt in diesem Jahre alles bringen wird, läßt sich nicht im Voraus sagen. Einige aber kann ich schon in Aussicht stellen. Wo im vorigen Jahre die Abhandlungen über wichtige Stücke des lutherischen Gemeindelebens standen, da sollen in dem nun angefangenen Jahre die wichtigsten kirchlichen Gemeinschaften außerhalb der lutherischen Kirche samt ihren Unterscheidungslehren im Lichte des göttlichen Wortes abgehandelt werden. Da werden die Leser Näheres erfahren über die Papisten, die Methodisten, die Baptisten, die Episkopalen, die Presbyterianer u. s. w.; es wird gezeigt werden, wie diese Sekten entstanden sind, was sie für besondere Lehren führen, und wie dieselben aus Gottes Wort zu widerlegen sind, welche inneren kirchlichen Einrichtungen sich bei ihnen finden und wie dieselben zu beurteilen sind. Zugleich wird immer gezeigt werden, wie unsere liebe lutherische Kirche in allen Stücken, in denen sie sich von den irrgläubigen Gemeinschaften unterscheidet, die reine Lehre der heiligen Schrift glaubt, lehrt und bekennet. Das wird für unser lutherisches Christenvolk ein höchst nutzbringender Unterricht werden. Ferner werden unter der Ueberschrift „Zeitsünden“ herrschende Schäden unseres heutigen häuslichen, gesellschaftlichen, bürgerlichen und Gemeinde-Lebens mit Gottes Wort beleuchtet werden, und zwar sollen dabei die heiligen zehn Gebote als Leitfaden dienen, daß also der Leser in diesen Abhandlungen einen praktischen Katechismus-Unterricht finden wird. Eine längere Reihe interessanter Schilderungen aus der Geschichte der Ausbreitung des Reiches Gottes in dieser letzten Zeit, die den laufenden Titel „Heiden und Heidenchristen“ tragen sollen, wird ebenfalls in dieser Nummer eröffnet. Auch sonstige nützliche Artikel, wie die Aufsätze über den christlichen Hausgottesdienst, von denen der erste hier folgt, werden nebst längeren und kürzeren Sachen erzählenden Inhalts ihre Stelle finden. Gott der Herr wolle Seinen Segen reichlich darauf ruhen lassen wie auf unserm ganzen „Gemeindeblatt“ und allen seinen Lesern.

G.

## Der christliche Hausgottesdienst.

[Für das Gemeindeblatt bearbeitet.]

„So kann es in die Länge nicht mehr fortgehen!“ hört man in jegiger Zeit wohl öfters sagen, und es stimmen Leute aus den verschiedensten Klassen in diese Klage ein, indem sie dabei auf den tiefen Zerfall des häuslichen und bürgerlichen Lebens hinweisen. Unzufriedenheit, Mißbehagen, neben einer bangen Besorgnis, was die nächste Zukunft wohl bringen werde, regt sich in den Gemüthern. Solche, die etwas besitzen, verschließen ihr Herz und ihre Hand und sorgen ängstlich, sie möchten von dieser oder jener Seite um ihr Eigentum kommen. Daneben nimmt die Armut auf eine beängstigende Weise überhand und mit ihr ein frecher Sinn, welcher den Diebstahl und Betrug für erlaubte Nothwehr ansieht, ja selbst das Leben des Nächsten nicht mehr achtet. Ist doch die Scheu vor Gott da und dort so ganz gewichen, daß der Sinn, als kümmerge sich Gott nichts um die Welt, und somit ein finsterner Geist die Gemüther gebunden hält. Und welche Zuchtlosigkeit ist in den Schooß der Familien eingedrungen — wie ist die Keuschheit in Städten und Dörfern zur Seltenheit geworden!

Was mag die Ursache sein, daß es im bürgerlichen Gemeinleben zu keiner Befriedigung der Gemüther kommen will? wo hat das Verderben, das wir im Volke beklagen, seinen Ursprung? Ist nicht das Familienleben mit seinen Gebrechen der Schooß, aus welchem die Gebrechen und Schäden des Volkes entstehen und der fruchtbare Boden, woraus die Sünden unserer jegigen Zeit als üppiges Unkraut empor wachsen? — Ein Blick in dieses Leben mag uns überzeugen, ob das darin zu finden ist, was die Herzen zu Frieden und glücklich zu machen vermag, oder ob nicht vielmehr Etwas fehlt, was zur Begründung des häuslichen und bürgerlichen Glückes unentbehrlich ist?

Wie geht es doch selbst in vielen Familien, die zu christlichen Gemeinden gehören, in unsern Tagen zu? Der erste Morgengruß ist das Alltagsgeschäft, welches Kopf und Hände in Bewegung setzt und an Nichts denken läßt, was das Herz fröhlich macht. Da ist es Tag für Tag derselbe harte Dienst, unter den sich zwar mancher willig giebt, aber nicht merkt, daß sein Geist dabei darbt. Wo vollends die Armut den Frohsinn darniedergedrückt oder gar gebrochen hat, da erwacht der Sorgengeist mit dem Anbruch des Tages und, anstatt daß sich das Herz durch Gebet und Ausblick zu Gott ermutigen sollte, wird es von Verdruß und Hader verzehrt und die inneren Kräfte werden mit denen des Leibes gelähmt.

Wie der Morgen beginnt, so geht es gemeiniglich den Tag über fort, und kommt der Abend herbei, so zieht es gar manchen Hausvater, dem es in der eigenen Familie zu enge wird, in die Gesellschaft, die er am besten im Wirthshaus zu finden hofft. Die erwachsenen Söhne und Töchter suchen ebenfalls außer dem Hause ihre Unterhaltung, die sie auch in so vielen Fällen zum Schaden ihrer Seelen bei ihren Altersgenossen finden, mit welchen sie die kostbaren Stunden in eitlen Geschwätzen und Scherzen, welche ihnen nicht ziemen, vergeuden. Die jüngeren Kinder bleiben zu Hause sich selbst überlassen und verwildern auf der Straße, wo Niemand ihrer achtet, oder wissen an den Winterabenden ihre Langeweile mit nichts zu vertreiben, was zur Bildung ihres Geistes und Herzens beitrüge. Selbst der Sonntag bringt keine wahre Erfrischung in dies todtte Leben, da der Kirchenbesuch von vielen ganz unterlassen,

von andern bloß noch als ein alter Gebrauch betrieben wird, indem sie sich dann um so eher für berechtigt halten, den Sonntag Nachmittag und Abend entweder dem Vergnügen und der fleischlichen Lust, oder der tödtlichen Langeweile zu opfern.

Ach! wie fehlt es noch so vielen unserer Familien an einem Halte, durch welchen die lockeren Bande zwischen Mann und Weib, zwischen Eltern und Kindern, zwischen Herrschaften und Diensthöfen wieder fester zusammengezogen würden? Wir sehen uns deshalb nach einem Mittel um, durch welches die Schäden allmählich geheilt werden könnten.

Ein solches Mittel, wenn auf die rechte Weise angewendet, ist der Hausgottesdienst. Wir wollen uns gegenseitig mit den Worten Josuas ermutigen: „Ich und mein Haus wollen dem Herrn dienen!“ Ja, das ist, was noch so vielen Familien auch in unsern Kreisen fehlt. Wie die kirchliche Gemeinde das Bedürfnis hat, sich immer wieder in einem gemeinsamen Gottesdienste zu versammeln, um nicht ihrer eigenen Auflösung entgegen zu gehen, also ist es der christlichen Hausgemeinde um ihres inneren Bestandes willen ein Bedürfnis, sich täglich in einem Hausgottesdienste zu vereinigen.

Wenn ich den Hausgottesdienst hiemit ein Bedürfnis nenne, so hoffe ich voraussetzen zu dürfen, daß der liebe Leser nicht in die Klasse derer gehöre, welchen das Christentum eben eine gleichgültige Sache ist — und denen man erst beweisen müßte, daß das Gebet und das Wort Gottes nöthige und segensreiche Dinge sind. Nein! ich will zum Voraus annehmen, daß es der Wunsch deines Herzens sei, einst mit deinen Angehörigen selig zu werden. Du giebst mir auch wohl zu, daß du das aus dir selbst nicht vermagst und dein armes, sündiges Herz einer täglichen Reinigung und Erneuerung, aber auch einer fortgehenden Nahrung und Stärkung und in den Tagen der Trübsal einer Aufrichtung und eines Trostes durchs Gebet und aus dem Worte Gottes bedarf. Doch du hältst mir vielleicht entgegen, dazu bedürfe es eines besonderen Hausgottesdienstes nicht; sage doch der Herr selbst: „Wenn du betest, so gehe in dein Kämmerlein und schließe die Thüre zu und bete zu deinem Vater im Verborgenen, und dein Vater, der in das Verborgene sieht, wird dir vergelten öffentlich!“ (Matth. 6, 6.) Ganz recht, und wenn es dir mit dem Gebet im Kämmerlein ein rechter Ernst ist, so hoffe ich, daß auch der Hausgottesdienst nicht mehr lange auf sich warten lassen werde! Du wünschst ja doch, daß Keines der Deinigen zurückbleiben, daß sie alle aus derselben Quelle schöpfen möchten, welche dir tägliche Erfrischung gewährt — und sollte es nicht das Beste sein, wenn dies gemeinschaftlich geschieht? Alle deine Angehörigen haben, wie du, ein armes, hilfsbedürftiges Herz; das wissen sie vielleicht noch nicht — aber wenn du es weißt, wenn du das Bedürfnis hast, täglich im Gebet Labung aus dem Worte Gottes und aus dem offenen Herzen deines Heilandes zu holen; wenn es dir gewiß ist, daß auch deinen Lieben, mit denen du eine Familie bildest, nichts so Wohlthuend und segensvoll wäre, als wenn sie den Genuß mit dir theilten, o so führe sie täglich zu diesem Gesundbrunnen und erquicke dich gemeinschaftlich mit ihnen an dem Wasser des Lebens (Jes. 12, 3.), daß du mit den Deinigen erfahrest: „Dein Erbe, das dürre ist, erquickest du, daß deine Schaar darinnen wohnen kann. Gott, du labest die Glenden mit deinen Gütern.“ (Ps. 68, 10, 11.) Durch die Einrichtung eines Hausgottesdienstes, wenn er rechter Art ist, wird auch das Familienband, das die Glieder zusammen-

hält, seine rechte Weihe und Heiligung erhalten. Es wird den einzelnen Gliedern allmählig ein Sinn eingepflanzt, der es erkennt, daß es nicht bloß Fleisch und Blut oder das zufällige Zusammenmohnen im Dienstverhältnis oder andere äußere Umstände seien, welche die Familie und Hausgenossenschaft zu einem Ganzen machen, sondern daß man sich um des Einen Hauptes, um Jesu willen noch näher angehe und daß also die Liebe zu einander, auch zu den dienenden Gliedern des Hauses, einen tieferen Grund in der Liebe Jesu habe. Höre das Ermahnungswort Pauli: „Seid fleißig zu halten die Einigkeit im Geist durch das Band des Friedens! Ein Leib und ein Geist, wie ihr auch berufen seid auf einerlei Hoffnung eures Berufes! Ein Herr, Ein Glaube, Eine Taufe, Ein Gott und Vater Aller, der da ist über euch Alle und durch euch Alle und in euch Allen.“ (Eph. 4, 3—6.)

Aber noch aus einem anderen Grunde sollte einem aufrichtigen Christen der tägliche Hausgottesdienst ein Bedürfnis sein. Er betrachte ihn nämlich als ein fortlaufendes Bekenntnis seines Herrn, dem er dient, und Seines seligmachenden Wortes. Ist anders dieser Hausgottesdienst, was er sein soll, so leuchtet er als ein Leuchter gesetzt ist, nicht allein denen allen, die im Hause sind (Matth. 5, 14—16.), sondern auch denen, die draußen sind. (1. Thess. 4, 2.; Col. 4, 5.) Und so ist diese tägliche Übung ein stets redendes Zeugnis und Bekenntnis deines Glaubens, wie vor dem engeren Kreise deiner Familie, so vor manchen oft zufälligen Besuchern, welche entweder bei dir zu Gast sind, oder eben jetzt gerade zu deiner Thüre eingehen und um deren willen du dich nicht stören lässest, in gewohnter Weise das Wort zu lesen oder das Gebet zu sprechen. Wie manches Samenkorn hat auf diese ungefuchte Weise oft einen weichen Grund gefunden und eine — wenn auch dem, durch dessen Hand es gesäet wurde, unbekannte . . . erfreuliche Frucht gebracht! Ist es nicht vielleicht gerade die Scham und Furcht vor dem Urtheil der Menschen, welche dich bis jetzt noch abgehalten hat, einen solchen Hausgottesdienst in deiner Familie einzuführen oder dich strenger daran zu binden? Dann sprichst du dir selbst das Urtheil; dann fordert die Liebe zu deinem Heiland um so mehr von dir, diese falsche Scheu zu überwinden und mit einem offenen Bekenntnis zu Ihm hervorzutreten, der gesagt hat: „Wer mich bekennet vor den Menschen, den will Ich bekennen vor meinem himmlischen Vater!“ (Matth. 10, 32.) Wer sich aber Mein und Meiner Worte schämt unter diesem ehebrecherischen und sündigen Geschlecht, des wird sich auch des Menschen Sohn schämen, wenn Er kommen wird in der Herrlichkeit Seines Vaters mit den heiligen Engeln.“ (Mark. 9, 38.)

Unstreitig hat der Hausgottesdienst seine Begründung in der biblischen Geschichte, in welcher uns nicht in gesetzlicher Weise, sondern im freien Geiste kindlicher Gottesfurcht die ersten Beispiele desselben begegnen.

Abraham, der Freund und Liebling Gottes, der so manchen Altar baute, um unter seiner großen Hausgenossenschaft von dem Namen des Herrn zu predigen, mit dem er in so vertrautem Umgang stand, erhielt von seinem himmlischen Erzieher bei jenem merkwürdigen Besuche im Hain Mamre das Zeugnis: „Ich weiß, er wird befehlen seinen Kindern und seinem Hause nach ihm, daß sie des Herrn Wege halten und thun, was recht und gut ist; auf daß der Herr auf Abraham kommen lasse, was Er ihm verheißen hat.“ Wenn Abraham da, wo er sich für längere Zeit häuslich niederließ, Altäre baute und Bäume pflanzte, so gründete er damit

zu einer Zeit, wo der Götzendienst rings um ihn herum alles erfüllte, recht eigentlich den Haus- und Familien-Gottesdienst, indem er unter den Seinigen von dem Namen des Herrn ein lautes Zeugnis ablegte. (1. Mos. 18, 1. ff. 19.; 12, 7. 8.; 13, 4. 18.; 21, 33. 34.)

Ja, es ist dieser Hausgottesdienst die Grundlage und Wurzel des nachmaligen öffentlichen Gottesdienstes des Volkes Israel geworden. Denn in dem häuslichen Stillleben der Patriarchen Abraham, Isaak und Jakob nehmen wir die ersten Fußstapfen des Gottes Israels wahr, der sich nach ihnen nannte und ihnen öfters erschien — auch später dem Moses im feurigen Busch sich als der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs offenbarte (2. Mos. 3, 6.) und den levitischen Gottesdienst für sein auserwähltes Volk anordnete. — Als Gott hernach das Gesetz ankündigte, wies er die Beschäftigung mit demselben vornehmlich dem Haus, der Familie zu, indem Er (5. Mos. 6, 6—9.) spricht: „Und die Worte, die Ich dir heute gebiete, sollst du zu Herzen nehmen und sollst sie deinen Kindern schärfen und davon reden, wenn du in deinem Hause sitzt oder auf dem Wege gehst, wenn du dich niederlegst oder aufstehst, und sollst sie binden zum Zeichen auf deine Hand und sollen dir ein Denkmal vor deinen Augen sein. Und sollst sie über deines Hauses Pfosten schreiben und an die Thore.“ — So war es des Herrn Wille von vornherein, daß es den frommen Israeliten nicht an der Theilnahme am öffentlichen Gottesdienste genügen, sondern die Furcht und Liebe Gottes in sein Haus einkehren und der Geist des Gehorsams alle einzelnen Glieder durchdringen sollte. — Auf einem Hause, in welches man Ihn aufnimmt, ruht gewiß ein besonderer Segen. Dies durfte jener Gathiter selbst erfahren, welcher die Lade Gottes in sein Haus aufgenommen hatte. Während der drei Monate, in welcher Obed-Edom dieselbe bei sich beherbergte, segnete der Herr ihn und sein ganzes Haus. (2. Sam. 6, 11.) So dankbar wir für den Segen des öffentlichen Gottesdienstes sein und in die Psalmworte einstimmen dürfen: „Wie lieblich sind deine Wohnungen, Herr Zebaoth! wohl denen, die in deinem Hause wohnen! Denn ein Tag in deinen Vorhöfen ist besser, denn sonst tausend. Ich will lieber der Thür hüten in meines Gottes Hause, denn lange wohnen in der Gottlosen Hütten!“ (Psalm 84.) — so wissen wir doch, daß Der, welcher in der Höhe und im Heiligtum wohnt, auch bei denen wohnt, die zerشلagenen und demüthigen Geistes sind (Jes. 57), und eben darum die geringste Hütte nicht verschmäht, wo man ihm im Geiste und in der Wahrheit dient. (Joh. 4, 21—24.) — Gewiß hat David, der Mann nach Gottes Herzen, der seinem Gott so manches Loblied sang, das er mit der Harfe begleitete, dessen Gebete aus der Tiefe seines gottvertrauten Herzens die Sprache des Bekämmerleins aufs deutlichste reden, bei der großen Liebe zum Hause Gottes, die ihn beseelte, doch auch Gewicht darauf legt, daß er allenthalben Zugang zu seinem treuen Führer hatte und vor Ihm sein Herz auch im Kämmerlein ausschütten durfte: „Gott, man lobet dich in der Stille zu Zion — du erhörst Gebet, darum kommt alles Fleisch zu dir!“ (Ps. 65.; vergl. Ps. 62.) Was für ein mächtiges Zeugnis gegen die Feinde und Verächter des wahren lebendigen Gottes und vor dem König Darius und den ihn untergebenen Völkern war der bescheidene häusliche Gottesdienst des Daniel im fremden Lande, als er trotz des strengen königlichen Verbotes nicht abließ, seiner Gewohnheit gemäß des Tages dreimal in seinem Hause auf seine Kniee zu fal-

len, zu beten und seinen Gott zu loben und Ihm zu danken! (Dan. 6, 10. 11.) Und ist es nicht als eine Segensfrucht seiner Treue im täglichen Hausgebet anzusehen, wenn der König Darius den Befehl ergehen läßt, „daß man in der ganzen Herrschaft seines Königreiches den Gott Daniels fürchten und scheuen soll“, ja, wenn er vor seinen Millionen heidnischer Unterthanen das laute Zeugnis ausspricht: „Denn Er ist der lebendige Gott, der ewiglich bleibt; und sein Königreich ist unvergänglich und seine Herrschaft hat kein Ende. Er ist ein Erlöser und Nothhelfer und Er thut Zeichen und Wunder, beides im Himmel und auf Erden. Der hat Daniel von den Löwen erlöst!“ (6, 25. 26.) Bei unserm Herrn Jesu ist die Frage, ob Er auch den Hausgottesdienst in Ehren gehalten habe, eine überflüssige. War nicht Sein ganzer Wandel auf Erden ein Gottesdienst? (Joh. 9, 4.) Mußte Er nicht von Seiner Kindheit an sein in dem, das Seines Vaters war (Luk. 2, 49), daheim oder im Tempel? Konnte Er irgendwo sein, ohne Seinem Gott und Vater zu dienen und Ihn zu ehren? Oder haben wir nöthig daran erinnert zu werden, wie Er keine Speise zu sich nahm oder den Seinen reichte ohne Dankagung? daß Er nicht bloß öfters die Stille und Einsamkeit suchte, um mit Seinem Vater zu reden, sondern auch mit Seinen Jüngern in Gemeinschaft betete und sie, wie alle seine Nachfolger, aufs fleißigste zum Gebet und namentlich dazu ermahnte, daß es im Verborgenen geschehe, im Kämmerlein? daß Er selbst in der letzten Nacht, als das Abendessen vorüber war, vor seinem Hingang an den Ölberg in Gemeinschaft mit seinen Jüngern den Lobgesang sprach (Matth. 26, 30.), wie es die Sitte frommer Israeliten mit sich brachte? — Sehen wir auf die Anfänge christlicher Gemeinschaft vor und nach der Ausgießung des Heiligen Geistes, so könnten wir das Häuflein gläubiger Seelen, die enge zusammenhielten, eine Hausgemeinde, und ihr Beten und Flehen einen Hausgottesdienst nennen. (Apostelgesch. 1, 13. 14.)

Auch Cornelius, der schon vor Anhörung der Predigt Petri von dem erschienenen an den verheißenen Heiland glaubte, gottselig und gottesfürchtig war samt seinem ganzen Hause und immer zu Gott betete, wandelte in gewisser Erwartung des Apostels Petrus seine Wohnstube in einen Betsaal um, indem er seine Verwandten und Freunde zusammenrief; und wie herrlich bekannte sich der Herr durch die Predigt Petri, durch das aufmerksame und gläubige Zuhören der Versammelten und vornehmlich durch die Ausgießung des Heiligen Geistes über die Versammlung — zu diesem ersten Hausgottesdienste unter den Heiden in Cäsarien! (Apostelgesch. 10, 2. 24. 33.)

So leuchtet uns denn da und dort aus der heiligen Schrift selbst ein Beispiel und Zeugnis entgegen von dem Segen, den ein gläubiges Gebet und die Vereinigung der Hausgenossen im engeren oder weiteren Kreise in einmüthigem Geiste für die Glieder einer Familie hat, und es gilt uns die apostolische Erinnerung (Col. 3, 16.) vorzüglich für unsere Hausgottesdienste: „Lasset das Wort Christi unter euch reichlich wohnen; in aller Weisheit; lehret und vermahneth euch selbst mit Psalmen und Lobgesängen und geistlichen lieblichen Liedern und singet dem Herrn in eurem Herzen!“

(Fortsetzung folgt.)

„Es soll geschehen, ehe sie rufen, will ich antworten.“

Es war etwa im November 1836 — erzählt A. Knapp in der Christoterpe 1846 — als ich an einem nebeligen Sonntagsvormittag, eben noch im Predigt-Studium begriffen, zu einem Todtkranken in einen der entlegensten Stadttheile gerufen wurde — einem Manne, der, wie ich nachgehends erfuhr, eine Operation auf Leben und Tod bestehen sollte. — Der Kranke war ein verwitweter Weingärtner, ein Fünfsziger, war in seiner Jugend Soldat gewesen, ein sanfter, bescheidener Mann, nicht ohne Respekt gegen das Evangelium, und sein Leiden bestand in einem am gefährlichsten Orte des Unterleibs furchtbar, in der Größe eines großen Topfs, ausgetretenen Leibschaten. In einer Stunde erwartete er den Arzt nebst den Chirurgen, um sich dem verzweifelten Schnitte des Messers zu unterwerfen. Ich werde diesen Mann, dem ich, noch nicht vor Jahresfrist, nach vielen gesegneten Besuchen, die Leichenrede hielt, nie vergessen, mit welcher Bekommenheit er damals, von mehreren theilnehmenden Männern umgeben, vor meinen Augen lag. Er lag da wie Isaak auf dem Opferaltar Morijahs, — still ergeben, schwer athmend, im Innersten seinem nahestehenden tödtlichen Schicksal zugewandt. Nach einigen Reden und Gegenreden über die Art seines Leidens erhob sich mein Herz mit besonderer Freudigkeit, und ich sagte ihm, ob es also wohl dem Christen nicht zustehe, sich zuversichtlich der durchgrabenen Gnadenhand dessen zu übergeben, der gesagt: Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden! Ich dürfe ihm im Namen Jesu Christi bezeugen, daß Er, der Herr der Herrlichkeit, ihm in diesem Augenblick helfen könne, wenn es ihm, dem Kranken, wahrhaft heilsam sei, und daß man es nicht bestimmen dürfe, ob ihm Jesus Christus nicht heute noch helfen, auf jeden Fall aber Alles zum Segen lenken werde, wenn er Ihm darüber, dem königlichen Oberhaupte der Welt, in seinem Herzen ganz kindlich und unbedingt die Ehre gebe. — Da begann er mit schwacher, herzlicher Stimme: „O lieber Herr, das glaube ich ihm freilich! Der Heiland darf nur so machen (d. h. sein Haupt ein wenig bewegen), dann bin ich sogleich gesund; aber ich will ihm darin nichts vorschreiben, sondern ich lege mich zu seinen Füßen; Er mache es mit mir, wie Er will!“ — „Wollen wir nicht mit einander beten, mein Freund?“ sagte ich. — „Ja, es ist uns recht; fangen Sie nur an!“ — Ich schickte mich schweigend an, vor die Allgegenwart des Herrn zu treten, und siehe da, was geschah? „Jesus, Jesus! Was ist das!“ rief der Kranke laut auf. „Ach Jesu, was ist das! Ich bin gesund! Gerade jetzt ist mein Leibschaten in den Leib zurückgegangen! Wie erstarrt standen wir da, aber einer der Umstehenden sahe behutjam nach, und wahrlich, es befand sich also: es war ohne menschliche Hilfe geholfen. — Die darauf folgende Scene vermag ich nicht zu beschreiben. Die härtigen Männer alle weinten wie Kinder vor Freuden, und wir beteten zusammen, dem Herrn, für dessen Gnade und Herrlichkeit keine Worte genug sind, unsern Dank stammelnd. — Nach einer Viertelstunde kamen die Aerzte. „Sehen Sie nach, liebe Herren, der Kranke ist schon ohne Sie geheilt! Eine höhere Hand als die menschliche, die Hand Christi hat sich hier offenbaret und Großes an diesem Manne gethan!“ — Mit erstauntem, fragendem Blicke sah der geübte greise Arzt nach. „Was ist das?“ sprach er, „der Mann ist wirklich gerettet und die Gefahr vorbei! Aber so etwas



seine Freude zu verderben angethan sind, und weil er seinen Götzendienst nicht fahren lassen will, so sucht er Vergessenheit in der Jagd nach Geld und Gut, ruft also auch seinen Gözen zu Hilfe gegen die Furcht des wahren Gottes. Will ihm bange werden bei dem Bewußtsein, daß er auf krummen Wegen mit Schädigung des Nächsten sich bereichert und damit den beleidigt hat, der über dem siebenten Gebote wacht, so greift er zur Rechentafel und zum Kassenbuch und nach dem Schlüssel zum Geldschrank und vertieft sich in die Wonne des Besitzes und läßt durch seine Seele klingen das Lied: „Wohl dem, der viel hat“; und darüber kommt ihm der Hunger nach mehr und die Jagd geht von neuem an. So wird von Tag zu Tag und von Jahr zu Jahr die Gottesfurcht durch die Geldsacke, die das Herz einnehmen, zuerst verdrängt und dann ferne gehalten. Für einen Morgen- und Abendsegen, für sonstige Beschäftigung mit Gottes Wort, der Quelle wahrer Gottesfurcht, bleibt keine Zeit und kein Geschmack mehr; oder wo dergleichen noch geübt wird, ist es äußerliches Thun und Treiben geworden. An die Stelle der Furcht Gottes ist die Furcht um den Mammon getreten und die Furcht des Todes, der auch den Reichsten mit leerer Hand zur Grube fahren läßt.

Daß aber das heranwachsende Geschlecht dem Mammonsdienscht schaarenweise anheimfällt, dazu trägt nicht wenig bei der irdische Sinn so vieler Eltern und die Richtung auf das Irdische, besonders auf den möglichst leichten und schnellen Erwerb des zeitlichen Gutes, die bei der Schulerziehung nach dem Sinne unserer Zeit herauskommt. Ja, die religionslosen Schulen gehören auch zu den Stätten, in denen der Gottesfurcht vieler Tausende der Kinder unseres Landes und Volkes ein frühes Grab bereitet wird. Und hüten wir uns nur, daß der gefährliche Geist, der dort die Alleinherrschaft hat, nicht auch in unsere Gemeindeschulen sich einschleiche. Die übergroße Betonung der Wichtigkeit gewisser Lehrfächer, die einem hie und da zu Ohren dringt, ist ein bedenkliches Zeichen. Bleiben wir vielmehr dabei: „Die Furcht des Herrn ist der Weisheit Anfang.“ G.

## Komm, Herr Jesu, sei unser Gast.

### I.

Im dem großen Freidorf Almhöh war eine große Hochzeit, und die Gäste waren sehr vergnügt. Denn für die Männer gabs zu essen und zu trinken nach Herzenslust, daß schon der alte Peter Claus hinterm Dorfteich und mit ihm viele seiner Genossen drei Tage vorher sich nicht bloß darauf gefreut, sondern auch darauf gehungert hatten. Und nun erst die Frauen: wie wurde da der Mund voll genommen von dem süßen Plattenkuchen mit den großen Pottrosinen und wurde noch acht Wochen hernach nicht leer von all dem Gerede: wie doch die Frau Prüß ein so schweres Rippkleid angehabt, und die junge Kreuzbäuerin ein so glänzendes Armband zur Schau getragen habe, und wie doch die Neuvermählten ein so zärtliches Paar gewesen seien und wie sie doch so vortrefflich zu einander gepaßt hätten.

„Theodor Garbe, Frau Muhme, ist wohl dann und wann unter den Kaufholden gesehen worden, aber er stand auch so alleine in der Welt da, dann sucht man sich allerlei Genossen und allerlei Genos-

sen suchen solch Einen, und wer einmal zwischen den Wölfen ist, muß mit den Wölfen heulen.“

Die Sprecherin blickte die Frau Muhme von der Seite an, ob sie nicht über die Neuvermählten herfalle, die nach ihrer Meinung nicht für einander paßten, wahrscheinlich weil ihre eigene Tochter gar trefflich in Garbens Hof hineingepaßt hätte. Aber Frau Muhme blickte diesmal schweigend in ihre Kaffeetasse und sann offenbar darüber nach, dem Gespräch eine andere Richtung zu geben.

„Ihr Kaffee ist prächtig, Frau Nachbarin, drei Loth auf vier Tassen? Der Kaffee soll ja auch wieder theurer geworden sein. Ja die Theuerung — die Theuerung —“

„Um wieder auf die Hochzeit zu kommen, Frau Muhme, man sagt ja, daß der junge Garbe ganz lammfromm geworden ist, die Christine solls ihm wirklich angethan haben und es soll zwischen den Beiden schier ein Herz und eine Seele sein.“

„Nun, wird halt alleweil nicht so heiß ausgeessen, wie es eingebrockt wird.“

„Ist doch immer zwischen ihnen und uns der Unterschied, daß bei einer solchen Heirat wie der letzten das Geld keine Rolle spielt; der Eine hats und die Andere hats in Hülle und Fülle.“

„Das ist doch wohl noch die Frage, ob zwischen dem Garbenbauer und der Christine nicht auch das Geld seine Rolle gespielt hat. Und dann, Cousine, was uns anbelangt, so sollen meine Töchter doch auch nicht alleine das Geld heiraten, sondern auch den Mann, und sind ja gottlob auch so tüchtig, daß ihre Umsicht schon einen guten Klumpen aufwiegt; die Christine mag sonst ganz gut sein, aber als Hausfrau —“

„St — nu guck doch Einer an, wer da kommt.“

„Ja — ja — guck mal an — führt der die Christine am Arm, wie es bei den feinen städtischen Herrschaften Sitte ist; will wohl neue Moden ins Dorf bringen.“

„Sie steuern gerade auf eure Hofstelle los, Frau Nachbarin.“

„Wahrhaftig, mit vollen Segeln! Na, da mein ich doch, wenn man einmal sein sein will, hätte man sich auch können anmelden lassen. Trine! Trine! Schnell die besten Tassen — den silbernen Rahmguß! Confect aus dem großen Blechkasten, — dumme Dirne, ist das der beste Kuchenteller? Wie doch in unserer Zeit die Diensthofen unanständig sind! Mein grünes Sonntagkleid — flink — flink, und so langsam ist das Volk. Entschuldig einen Augenblick, Cousine!“

Mit tiefen Knixen wurde Herr Garbe und seine junge Frau empfangen, und unter den Versicherungen höchster Freude und schönster Freundschaft zum Sopha begleitet, darauf denn das junge Ehepaar mit einigen höflichen Nebenarten Platz nahm. Das Paar paßte zusammen, das mußte der Neid ihm lassen. Und was nun in den Stunden „traulichen Beisammenseins“ geredet wurde, das kam über die gleichgültigen Alltagsgeschichten nicht hinaus: das bewegte sich vom schönen Kleid zu den schönen Kühen, von den vergangenen Freuden der Hochzeit zu den bevorstehenden Freuden der Erntefeste; aber vergessen war des Apostels Gruß: „Freuet euch in dem Herrn allerwege.“ Da war trotz des eben vergangenen heiligen Tages kein Fünkchen und kein Flämmlein von dem heiligen Pfingstgeist, der sich gesetzt hätte auf irgend Einen unter ihnen, und je

länger man ihnen zuhörte, desto mehr mußte man zu der Erkenntnis kommen, daß die Herzen da drinnen hartes Felsgestein seien, draus nimmer lebendig Wasser fließen werde, es sei denn, daß — die Hand des Herrn an die Felsen schlage, daß die Brunnlein rauschen. Als die Zeit des Aufbruchs kam, da war man einander gerade so fern, und war gerade so klug und gerade so leer wie bei der Ankunft. Die junge Frau gähnte, als sie das Tuch umschlug, verstohlen in die Ofenecke hinein und nahm seinen Arm; und mit herzlichem Dank für all die Freundlichkeit, und mit der Bitte um baldigen Gegenbesuch nahm man Abschied, um da draußen in Seufzen und Klagen sich zu ergehen, was das doch für langweilige Menschen seien.

„Ja, Frau,“ fuhr Herr Garbe fort, „derartige Besuche sind mir gründlich zumider, amüsire mich viel lieber auf eigene Hand.“

„Wir auch,“ gähnte sie, „aber das Besuchen ist ja einmal ein nothwendiges Uebel. Die guten Freunde und getreuen Nachbarn verlangen es, und man soll ja nur mit ihnen in Freundschaft leben.“

Sie gähnte wieder, und er hatte sich wohl die Frage vorgelegt, ob Gähnen anstecke, und that, wie sie gethan hatte, und Keiner von ihnen dachte weiter darüber nach, daß ihr eigenes Beisammensein vielleicht eben so arm und öde sei und sie allmählich vielleicht noch mehr langweilen werde, als der Besuch bei den guten Freunden und getreuen Nachbarn. Keiner von ihnen ging der Armuth auf den Grund; man vergaß, daß alles menschliche Zusammensügen, mag es nun Gesellschaft, oder Freundschaft, oder Ehe heißen, ein wankendes Gebäude mit zerrissenem Dache ist, durch dessen Spalten die Winde dieser Welt ihre Mistkühe rauschen lassen, wenns nicht erbaut ist auf dem rechten Grund- und Eckstein Jesus Christus, dessen segnende und fürbittende Hände ein schützendes Kirchendach sein sollen und sein wollen über allen Palästen und Hütten dieser Erde, wider alle Stürme und Hagelschläge dieser Welt.

Theodor Garbe und seine junge Frau kehrten noch an manchem andern Abend ebenso gelangweilt von ihren Besuchen zurück, wie an dem ersten, und der Bauer sprach einmal übers andere Mal aus, daß es doch daheim am besten sei. Wie konnte er doch hier sein Ohr weiden an dem frischen fröhlichen „Klipp Klapp“ der Drescher; denn durch die einstönige Musik von der goldgeplusterten Tenne her klang ihm ein köstlich Lied hindurch vom Haben und Genießen, und wenns dann aus der Staubbühle sauste und brauste und er dabei stand und die goldigen Körnlein sich durch die Finger gleiten ließ, dann wars ihm eine schöne Melodie, und Auge in Auge konnte ordentlich aufblitzen, wenn dann Frau Christine von hinten kam, ihm den Arm um den Nacken legte und ebenfalls die Hand durch den Weizen und den Weizen durch die Hand fahren ließ, um ihr Urtheil dahin abzugeben, derselbe könne heuer wohl zweihundertfünfundzwanzig bis dreißig Pfund wiegen.

„Macht zehn Pfund Uebergewicht,“ schmunzelte er, und konnte vor Freude über das vernünftige Urtheil seiner Frau sich garnicht in die Mittagruhe hineinfinden; und durch den Schlummer hindurch zogen die goldigen Körnlein mit ihrem schweren Gewicht und die silbernen Thaler mit ihrem hellen Glanz; den hatte er gar von Herzen lieb, wenn auch alle Welt ihm nachsagte, daß es ihm bei gewissen

Gelegenheiten auf Selbeswerth und Goldesklang durchaus nicht ankomme.

„Was ist denn los?“ fuhr er aus seinem Schlüßchen auf, als der Halbnecht den Kopf durch die Thür gesteckt hatte und die Mütze vom Kopfe zog und pflichtschuldigst vermeldete:

„Herr, das schwarzbunte Ferkel ist krank und will sterben.“

„Will sterben? Dummer Kerl, so hast du es überfüttert und hast ihm zu viel Saures gegeben.“

„Ich hab nicht anders gefüttert wie früher.“

„Raisonnir nicht noch dazu!“

Er war aufgesprungen, hatte dem verblüfften Knecht den Thürgriff aus der Hand gerissen und war unter Schelten und Drohen hinausgeeilt. Da kam er nun freilich zu spät, und da es ihm mehr als wahrscheinlich war, daß der Knecht gleichfalls kein Leben mehr vorgefunden und ganz absichtlich das „Sterben wollen“ fürs „Gestorben sein“ genommen, und ihm also mit Lügen unter die Augen getreten sei, so mochte er glauben, von hier aus weiter zu schließen, über den armen Unschuldigen losdonnern zu können, der dabei stand wie der Schäfhirt im Hagelwetter, der die Pelzmütze über die Ohren zieht und den Kopf hängen läßt, grad wie seine Heerde.

An dem Tage aber wollte kein freundlicher Sonnenstrahl mehr aus dem Auge des Bauern leuchten; auch die Frau empfing zum Vesper nicht einmal ein freundliches Wort, dagegen eine Unmasse mürriker Blicke, und als nun gar am Abend der Weizen weder das erwünschte Maß, noch das verheißene Gewicht lieferte, da bekam auch Frau Christine ihr Schuldtheil vom Unglück dieses Tages zu tragen; denn sie habe den Unsinn geredet von dem schweren Gewicht, und sie könne ein anderes Mal ihre dummen Redensarten für sich behalten, und sie habe wohl auch dem Ferkel etwas ins Fressen gegeben, was nicht dahin gehöre und unbedingt den Tod herbeigeführt habe. Die Frau nahm freilich zunächst einen tüchtigen Anlauf zur Widerrede; als die letztere aber kurzweg mit einer geballten Faust abgeschnitten und widerlegt wurde, da dachte sie bei sich, daß sie nun doch ihren Mann von einer ganz anderen Seite gesehen habe, von der sie ihn noch gar nicht kenne, und setzte sich eine Zeitlang in eine Ecke und weinte und dachte wieder: was kann das nützen? kommt einmal Sturm, so wird auch wohl wieder Windstille kommen, das muß man mit Gleichmuth tragen; ging hinaus und ließ die Mädchen entgelten, was sie betroffen hatte.

Wenn aber ein böser Geist seinen Haken bei einem Menschen eingeschlagen hat, dann ist gar häufig noch ein Widerhaken dran, und willst du den einen zur Brust herausziehen, so heftet sich der andere in die Seite, soll der eine zum Kopf heraus, so reißt der andere durchs Herz.

Eine Zeitlang sah man den Garbenbauer mürriß durchs Haus und unzufrieden übers Feld gehen; auch waren allmählich die trüben Wintertage gekommen, da blickten Haus und Feld und Menschentinder so düster um sich und langweilten sich gegenseitig, was Wunder, daß Theodor Garbe nicht anders war als seine Umgebung.

Aber etwas anders hatte sich doch die Frau ihre Ehe vorgestellt. Während der langen Winterabende wurde es ja nur hell in seinem Auge auf den Tanzböden und hinter dem Glase und den Karten; und auch dann konnte er plötzlich mitten in der Fröhlich-

keit ganz verstimmt werden, das Spiel auf den Tisch werfen und davon gehen.

Wollte die Frau arge Ausstritte vermeiden, so mußte sie schweigen und gehorchen; sie kannte ihn dazu schon genug, um zu wissen, daß er in solchen Augenblicken weder auf Freunde und Nachbarn, noch auf seine Frau Rücksicht nehmen würde.

Die Leute hatten ihn auch früher wohl als einen oft launenhaften und wunderlichen Menschen gekannt; wenn er es jetzt etwas arg machte, so gabs ihnen Stoff zum Gerede, und was gings sie weiter an? Der Frau konnte man doch nicht helfen: die habe sich ins Nest hinein gesetzt, und wie man sich bette, so müsse man schlafen. Die Frau schlief auch anfangs noch gar gut dabei, lächelte doch ihr Glück sie an aus allen Ecken. Das Korn war gut ins Geld gebracht und hatte reichen Ueberschuß gegeben. Da war auch einmal wieder ein Sonnenstrahl durch die Wolken gebrochen. Er hatte einen neuen Staatswagen gekauft und neues Pferdegeschirr; das schimmerte und glänzte grad wie die helle Frühlingssonne, die ihr Licht darauf spielen ließ.

Um die Osterzeit fuhren sie wieder mit einander zum Besuch aus; wie lachte da die grüne Roggenfaat sie an, und von der andern Seite grüßte so dunkel, so voll Kraft und Lebensmuth der junge Weizen herüber, und das große Haus dahinten gab ihr den freundlichen Gruß mit auf den Weg: „Komm bald wieder in all dies Erdenglück, in all diesen Lebensglanz — dein — dein ist Alles!“

Da mußte sie hell aufjubeln; er war in den letzten Tagen schier fröhlich gewesen, hatte weder gemurrt noch gescholten, und hatte auch heute mit ihr hin- und hergeredet und aus freundlichem Auge sie angeblickt. Als sie aber jetzt ihre Hand auf die seinige legte, richtete er plötzlich das Haupt hoch in die Höhe und blickte sie fragend mit einem fast wilden Blick an:

„Was willst du, Frau?“

„Mich darüber freuen, daß wirs so gut haben.“

„Bleib mir vom Halse, ich liebe deine Zärtlichkeit nicht.“

Schweigend fuhren sie weiter, und schweigend kehrten sie heim.

(Fortsetzung folgt.)

## Heiden und Heidenchristen.

### Ostindien.

#### I.

Ostindien gehört zum Erdtheil Asien, und man kann sagen, es ist eine Welt für sich, abgeschlossen nach allen Seiten, nach drei Seiten vom Meere, nach oben von dem höchsten Gebirge der Welt umgeben. So liegt es da, eine große stattliche Burg, fast halb so groß als der ganze Erdtheil Europa. Es ist ein heißes Land, und fast senkrecht steht die Sonne Mittags über dem Haupte und schüttet ihre Strahlen so glühend aus, daß kein Europäer dann aus dem Hause sich magt. Ein Missionar erzählt, daß ihm das Siegelack im Kasten geschmolzen, und daß es oft gewesen, wie wenn er vor einem offenen Backofen geseßen; es sind seltene Fälle, wo ein Missionar es länger als 10 Jahre in Ostindien ausgehalten. Um die heiße Jahreszeit ist Feld und Flur ausgetrocknet und zur Sandwüste verbrannt. Da kommt nun aber im Juli und August die Regenzeit — einen Winter giebt es dort nicht —, und

fast drei Monate regnet es fort, bis das Land oft einem See gleicht, und nach dieser Regenzeit folgt wieder klarer Himmel. Jetzt kleidet sich das Land in das herrlichste Grün, die dürre Wüste wird fruchtbares Land, und während bei uns Schnee und Eis alles bedeckt, im Januar und in den folgenden Monaten, prangt dort Alles wunderbar. Der Weinstock giebt zweimal, der Boden selbst dreimal eine Ernte. Ein Paradies scheint alles zu sein. Darum ist denn Ostindien auch ein reiches Land. Dort hat es Gold und Edelsteine gegeben, dort haben seit alter Zeit alle Handelsvölker der Erde Güter gesucht, und lange vorher, ehe Christen daran dachten, Ostindien das Evangelium zu bringen, haben Christen schon sich dort niedergelassen. Jahrhunderte lang hat Ostindien die Christenheit mit seinen Schätzen versorgt, ehe die Christenheit daran gedacht, Ostindien das zu senden, was besser ist, als alle Schätze und Kleinodien der Welt.

Denn wie sieht es doch aus bei den Bewohnern dieses großen, heißen, wunderbar reichen und herrlichen Landes?

Der 18. Juni ist in einem großen Theil Ostindiens ein besonderer Festtag. Lasset uns diesen Festtag ein wenig näher betrachten, so werden wir am ersten sehen, wie es in Ostindien ausieht.

Es giebt eine Stadt in Ostindien Namens Dschaggernath, — das ist der heilige Ort für das Fest. Dahin strömt schon wochenlang zuvor das Volk zusammen, oft Hunderte von Stunden kommen Männer, Weiber und Kinder, und wie eine ungeheure Armee lagert sich die Volksmasse auf der heißen Ebene. Denn in der Stadt wohnt ein Göze, der der Stadt seinen Namen gegeben; er heißt Dschaggernath, zu deutsch Herr der Welt. Hier hat er seinen Tempel, hier wohnt der Gott, und zu seinem Dienst stehen 15 bis 20,000 Priester und Priesterinnen bereit; die Einen bereiten seine Mahlzeit, die Andern waschen ihn, Andere kleiden ihn, noch Andere sprechen ihre Gebete, ja eine große Anzahl schamloser Weiber treibt ihm zu Ehren alle Greuel der Fleischeslust. Am 18. Juni ist der eigentliche Festtag, da wird der Göze in Gold und Seide gekleidet und auf einem ungeheuren Wagen umhergeführt. Der Wagen sieht aus wie ein Thurm; rings herum stehen die Priester, die schandbare Lieder singen und schamlose Geschichten von ihrem Gott erzählen; zu oberst ist der Thron, auf dem Dschaggernaths Bild steht. Vorne am Wagen sind lange dicke Seile befestigt, an denen tausende von Menschen ziehen — denn das gilt für verdienstlich, Alles schreit und jubelt, die Einen tanzen um den Wagen her, Andere fallen nieder und murmeln ihre Gebete, noch Andere werfen Blumen, Kleider und Geld auf den Wagen. Ja nun treten Einzelne auf und legen sich auf den Boden hin gerade vor die Räder des Wagens, sie wollen sich selber dem Gott zum Opfer bringen, und vorwärts geht es, gerade über den Menschen am Boden, der von der furchtbaren Last zermalmt wird. Und warum das alles? Sie meinen, nun gehe es geraden Weges in den Himmel, und alle, die am Gözenbild gezogen, ja alle, die nur zum Gözenfest gekommen und den Gözen gesehen, meinen damit Vergebung ihrer Sünden zu erlangen. Das ist das berühmte Gözenfest des Dschaggernath, und Millionen Menschen beugen ihre Knie vor diesem Herrn der Welt, Millionen Menschen wollen auf diesem Wege die Seligkeit erlangen, und wenn wieder der 18. Juni kommt, denkt an die armen Inder, die dem Fürsten der Welt, dem Dschaggernath dienen.

An diesem Gözenfeste können wir nun ein Drei-

faches sehen, wie es mit den Bewohnern des reich gesegneten Ostindien aussteht.

Wer die Bewohner Ostindiens für ein rohes, ungebildetes Volk hält, ist groß im Irrtum. Als unsere Vorfahren noch Jahrhunderte lang in ihren Wäldern als Wilde hausten, hatten die Inder bereits eine hohe Stufe der Bildung erreicht. Ostindien hat Tempel und Bauten, wie sie in gleicher Pracht nirgends sind. Ostindien war bereits seit Jahrtausenden eines der gebildetsten Länder, und wer nur einen Blick wirft auf die Stadt und das Fest des Dschaggernath, kann sich davon hinreichend überzeugen.

Aber eben dieses hochgebildete Volk ist ein armes, blindes Heidenvolk. Können ihr das Bild sehen von jenem Dschaggernath, ihr würdet euch entsetzen, so häßlich ist es, und dieser Göze heißt der Herr der Welt. Da ist ein anderer Göze, Namens Kali, auch ein wahres Greuelbild, hat Schlangen zum Kopfsputz, einen Reif von Todtenschädeln zum Halsband, in jeder der zehn Hände eine Mordwaffe; es ist eine blutdürstige Göttin, und viele Millionen beten sie an. Solche Gözen giebt es unzählige. Ein Missionar hat einmal einen belehrten Inder gefragt, wie viele Götter in Indien verehrt würden, und er hat geantwortet: 33 Millionen. Wem soll nun der Inder gehorchen? Opfert er dem Dschaggernath, wird nicht Kali neidisch werden? muß er nicht in beständiger Furcht vor seinen Göttern sein, die er sich alle voll Haß und Leidenschaft, voll Unzucht, Habsucht, Eiferjucht und Mordlust vorstellt?

Endlich aber sehen wir aus jenem Gözenfest, wie viel der Inder auf seine Religion hält. Hunderte von Stunden weit laufen die armen Leute, um Heil zu finden. Sagt man ihnen, das Wasser des Ganges, welches der größte und herrlichste Fluß Indiens ist, helfe von Sünden, so kommen Jahr aus Jahr ein Tausende von Indern zum Ganges, sich dort zu waschen und zu baden; sagt man ihnen, das Bild des Dschaggernath könne helfen, so kommt alle Jahre eine unermessliche Menge aus allen Theilen des Landes in Dschaggernath zusammen. Geld und Gut, selbst das Leben geben sie, um Frieden zu finden. Es giebt in Ostindien Jogen. Büßer, die durch Selbstgeißelungen sich den Himmel verdienen und ihre Sünden abbüßen wollen. Sie liegen auf spitzen Nägeln, setzen sich nackt der furchtbarsten Sonnengluth aus, lassen sich bis an den Hals in die Erde eingraben, lassen sich mit eisernen Hacken durch die Rückenhaut stechen und in der Luft herumschwingen, oder werfen sich von hohen Leitern auf Messerspitzen herab und dergleichen mehr. Aber den Weg des Friedens kennen sie nicht. So leben sie dahin als arme blinde Heiden, so sterben sie dahin als arme blinde Heiden. Und das sind nicht bloß ein paar hunderte oder tausende von Menschen, man zählt in Ostindien etwa 200 Millionen Menschen. Das ist schnell gesagt, ist aber eine ungeheure Zahl. Die Vereinigten Staaten zählen etwa 50 Millionen, so zählt Ostindien etwa viermal so viel. Und alle diese 200 Millionen Menschen leben und sterben ohne einen Heiland und wissen nichts vom Evangelium des Friedens.

Und damit ihr ein wenig es euch vorstellen könnt, wie es unter einem solchen Heidenvolk aussteht, so laßt mich noch von drei Stücken erzählen, worin die Greuel Ostindiens sich zeigen, nämlich vom Kastenwesen, von den Frauen und von den Kindern.

Die Kasten sind in Ostindien das, was wir etwa Stände nennen; es giebt eine Kaste oder einen Stand Priester, eine Kaste der Soldaten, eine Kaste der Kaufleute, eine Kaste der Handwerker und dergleichen mehr. Aber in Ostindien ist jeder solche Stand für sich, Stand

und Beruf erbt sich fort von Kind zu Kind, und jede Kaste schließt die andere vollständig von sich aus. Kein Kaufmann darf aus seiner Kaste heiraten, kein Handwerker darf sein Handwerk verlassen, und so sind etwa 100 solche Kasten, die sich vollständig von einander abschließen. Jede Annäherung, jede Berührung mit einer anderen Kaste verunreinigt. Wenn ein Priester nur in die Nähe eines Bauern kommt, ist er unrein, und der Bauer, der sich zu nahe gewagt, wird furchtbar zu Tode gemartert; ein Soldat, der eines Handwerkers Tochter heiratet, würde als ehelos von allen Seiten verachtet und ausgestoßen. Keine Kaste kümmert sich um die andere, keins fragt nach dem Andern, eine tiefe Verachtung scheidet alles von einander, das ganze Volk ist zerrissen und zerspalten. Ein Würmlein zertreten ist Sünde, aber ein Glied einer anderen Kaste läßt jedes im Elend liegen, und wenn ein Bauer draußen einem Tagelöhner begegnete und hätte Brot in Fülle, und der Andre wäre am Verhungern, er gäbe ihm nicht einen Bissen, und thäte ers, seine ganze Kaste würde ihn als einen ehelosen Menschen von sich stoßen. Wehe dem, der mit einer anderen Kaste Gemeinschaft hat; sein eigener Vater, sein Weib, die eigenen Kinder stoßen ihn von sich. Es läßt sich denken, welch ein Hinderniß das Kastenwesen für das Evangelium ist. Wer ein Christ wird, der wird erbarmungslos ausgestoßen von seiner ganzen Kaste und kommt um Hab und Gut, um Weib und Kind und Freunde; ein Christ werden heißt ein eheloser verachteter Mensch werden, mit dem Niemand etwas zu schaffen haben will, und es gehört viel, recht viel dazu, bis z. B. ein Soldat mit einem Handwerker aus einem Abendmahlsstisch trinkt oder nur in der Kirche sich neben ihn setzt. So etwas Furchtbares ist es um den Kastengeist in Ostindien.

Neben diesen Greueln des Kastenwesens höret ferner, wie es in Ostindien mit den Frauen steht. Ein aller indischer Spruch sagt: „Der Weiber Schmutz ist Dummheit“, und darnach wird es dort auch gehalten. Roh und unwissend wachsen die Töchter heran, kein Mensch kümmert sich um ihre Erziehung und Unterweisung, von Lesen und Schreiben ist keine Rede. Nichts, gar Nichts dürfen sie lernen. Ist eins etwa 10—12 Jahre alt, wird es ohne sein Wissen und Zustimmung um Geld verhandelt an einen Mann, den es nicht kennt; sein Weib heißt sie, seine Skavin ist sie, nie darf sie neben ihm sitzen, nie mit ihm essen, nie auch nur seinen Namen aussprechen. Denn der Inder folgt treulich dem alten Spruch, der dort gilt: „Der größte und gefährlichste Irrtum eines Mannes ist der, sein Weib liebevoll zu behandeln.“ Des Mannes Lastthier ist das Weib, geplagt zeitlebens. Und wenn sie stirbt, soll sie nur ja keine Hoffnung auf den Himmel sich machen. Für das Weib giebt es in Ostindien nur zwei Wege, um den Himmel zu erlangen. Der erste Weg ist, daß sie einen Sohn hat für ihr Leichenbegängnis; besorgt das ein Sohn, so kann sie selig werden. Und da geht nun all ihre Hoffnung hin; ihr Sohn ist ihr Erlöser, er allein kann ihr durch ein ehrenvolles Leichenbegängnis zum Himmel verhelfen. Und der zweite Weg dahin ist, daß sie, wenn ihr Mann vor ihr stirbt, sich lebendig mit ihm verbrennen läßt. Sonst aber ist sie ausgeschlossen vom Himmel und soll nur ja keine Hoffnung sich machen auf die Seligkeit.

Und nun noch ein Wort von den Kindern in Ostindien. Zwar ein erster Sohn gilt etwas, der ist des Vaters Stolz und der Mutter Trost und Hoffnung; aber mehr Kinder, sonderlich die Töchter, sind eine Last. Daß Kinder eine Gabe Gottes sind, davon weiß der

Inder nichts; so sucht er sich dieser Last zu entledigen, wie er kann. Hat er ein Töchterlein und er mag es nicht, so trägt er es hinaus in das Wasser und wirft es dort seinen Göttern zu Ehren hinein; hat er ein schwächliches Kind, so wirft er es hinaus auf die Straße oder vergräbt es lebendig, oder er schafft es sonst fort aus seinem Hause. Und die Missionare haben schon gar manche solche Kinder aufgefunden und vom Tode errettet und auferzogen zu Christenmenschen. Kindermord gilt in Ostindien für keinen Greuel, sondern gehört zur Religion und ist ein Gözenopfer.

So sieht es aus in Ostindien: wir sehen ein armes blindes Heidenvolk, mehr denn 200 Millionen, die keinen Jesus haben, ein armes Volk von Gözendienern, voll Sünde und Schande, voll der unnatürlichsten Laster und Greuel, das an seinen Sünden zu Grunde geht. O so laßt uns doch recht erkennen, wie gut wir daran sind und welch einen Segen wir haben am Christentum! Sonderlich ihr Frauen und Töchter, ihr habt ganz besondere Ursache zum Dank; denkt an die armen Frauen in der Heidenwelt. Und ihr Kinder, ihr habt es wohl auch gut, wenn ihr euch mit den armen Heidenkindern vergleicht. Darum lernet gern und fleißig euren Katechismus und bittet Gott, daß er die armen Heidenkinder auch zu Jesu, ihrem Heiland führe.

Auszug aus „Schlier, Missionsstunden“.

### Kürzere Nachrichten.

— Zum Director der Hermannsbürger Mission on Stelle des verstorbenen Pastors Theodor Harms war dessen Sohn, P. Egmont Harms, der seinen Vater schon als Missionsinspector unterstützt hatte, gewählt worden. Ueber diese Wahl hat es dann zunächst in deutschen kirchlichen Blättern einen Federkrieg gegeben, und schließlich ist noch eine Maßregelung von seiten der königlichen Landdrostei Lüneburg erfolgt, die der Wahlbehörde ein Schreiben zugehen ließ, in welchem die Wahl für ungiltig erklärt und eine Neuwahl angeordnet wurde. Später ist jedoch die so beanstandete Wahl von seiten der Regierung bestätigt und der junge Pastor Harms als der Nachfolger seines Vaters anerkannt worden.

— In Oesterreich ist am 14. Juni das neue Gesetz über die Sonntagsruhe in Kraft getreten. Bis dahin pflegte man in der Sonntagsfrühe zahlreiche Arbeiter in ihren Arbeitskleidern sich an ihre Werkstätten begeben zu sehen. Am 14. Juni waren des Morgens die Kirchen weit besser gefüllt als früher, und Nachmittags waren die öffentlichen Gärten zahlreich besucht von Arbeitern, die mit Frau und Kindern sich im Freien bewegten; auf allen Gesichtern konnte man die Zufriedenheit lesen darüber, daß das Recht der Sonntagsruhe wieder gewonnen war. Vom 15. Juni an haben die Wiener Tagesblätter ihre Montagmorgen-Ausgaben abgestellt.

— In der Kirche des Pastors Newman Hall in London betragen die Sonntagscolleeten durchschnittlich \$175, und in der Kirche des Pastors Spurgeon werden durchschnittlich jeden Sonntag \$345 eingelegt.

— Als in der französischen Kammer jüngst der Antrag gestellt wurde, den Gesandten der Republik Frankreich vom Vatikan zurückzuziehen, machte der Präsident des Ministeriums geltend, das könne man nicht; denn im Vatikan werde mehr Politik gemacht als irgendwo anders. Mag sein; und wir Amerikaner dürfen nur nicht meinen, daß im Vatikan nur fran-

zöfische oder deutsche, nicht auch amerikanische Politik gemacht werde.

— Daß die Cholera in Spanien wieder aufgetreten ist und zahlreiche Opfer fordert, melden die Zeitungen, und wie im vorigen Jahre während der Cholerazeit in Italien, Spanien und Frankreich der Aberglaube der papistischen Bewohner jener Länder in mancherlei Gestalt zu Tage trat, so auch jetzt in Spanien. Das Blatt „El Mercantil Valenciano“ berichtet:

„Zwischen gestern und vorgestern sind über 500 Personen auf der Eisenbahn nach El Pnig gezogen zu dem Zwecke, sich Del zu holen aus der Lampe, die dort vor dem Bild der heiligen Jungfrau leuchtet, indem das abergläubische und fanatische Volk glaubt, daß jenes Del ein gutes Mittel gegen die Cholera sei. In- des halten der Sacristan jener Kirche und die Eisenbahngesellschaft ihre Ernte.“

Bald nachher aber wird nach der „Revista Cristiana“ folgendes gemeldet:

„In El Pnig starb an einem heftigen Choleraanfall der Sacristan, welcher das berühmte Del der Lampe als Wunderheilmittel gegen die Cholera hergab.“

— In Portugal ist die Gewährung der Gewissensfreiheit für die Bürger des Landes wieder hintertrieben worden. Silveira de Motta, der Generaldirektor des Justizministeriums, hatte den Antrag gestellt, den 6. Artikel der Verfassung, wonach die römisch-katholische Religion Staatsreligion ist und andere Gottesdienste nur Ausländern, und auch denen nur in Häusern, welche nicht wie Kirchen gebaut sind, gestattet ist, in liberalem Sinne abzuändern. Der Antrag wurde aber mit 70 gegen nur 12 Stimmen abgelehnt.

### Die Synodalberichte

werden diese Woche zur Versendung fertig sein.

### Bitte.

Pastoren, welche etwa noch Exemplare des „Quittungsbüchleins“ über die Lutherstiftung übrig haben, werden herzlich gebeten, dieselben gegen Erstattung des Postportos an die Redaction einzusenden. G.

### Anstaltsache.

Das neue Schuljahr in unserer Anstalt zu Watertown wird, so Gott will, am Mittwoch, den 2. September, seinen Anfang nehmen.

Es finden nicht nur Schüler, welche den vollen Cursus durchmachen wollen, sondern auch solche, die sich zu Lehrern ausbilden oder sich für ein erfolgreiches Geschäftsleben vorzubereiten beabsichtigen, Aufnahme. Näheres besagen die Kataloge.

Anmeldungen erbittet möglichst frühzeitig

A. F. Ernst.

Watertown, Wis., 26. Juli 1885.

### Allgemeine Pastoral-Conferenz.

Dieselbe wird am 22. September, Dienstag früh 9 Uhr, in der Gemeinde zu Columbus, Wis., (Pastor Koch) zusammentreten.

Anmeldungen werden bis spätestens den 10. September erwünscht.

### Missionsfest.

Am 8. Sonntag n. Tr., den 16. Juli, wurde ein Missionsfest in unserer lieben Gemeinde zu Fond du Lac gefeiert. Morgens predigte Herr Pastor Reichenbecher aus Milwaukee, und Nachmittags der Unterzeichnete. Es war mir eine rechte Freude, einmal wieder bei unsern Glaubensbrüdern in Fond du Lac zu weilen und Zeuge zu sein von dem frischen Leben, das dort herrscht. Hätte unser Herr Cassirer, Pastor Jäkel, dort sein können, wie gehofft wurde, so hätte er seine Freude gehabt an der stattlichen Zahl der Gemeindeblätter, die dort gelesen werden. Auch gelang es uns wieder einen Schüler für unsere Anstalt zu gewinnen, der einen recht vortheilhaften Eindruck macht. Ein anderer hatte sich schon früher entschlossen. Die Collecte betrug \$56.

Möge der Herr die liebe Gemeinde mit ihrem Pastor ferner segnen!

Watertown, den 22. August 1885.

A. F. Ernst.

### Kirchweihe.

Ein rechter Freudentag war der 10. Sonntag n. Tr. für die ev.-luth. Christus-Gemeinde in Tomn Montana, Buffalo Co., Wis., da an diesem Tage ihr Kirchlein dem Dienste des dreieinigen Gottes geweiht wurde. Pastor B. P. Nommensen von Fountain City predigte bei dieser Gelegenheit deutsch und englisch, und Unterzeichneter deutsch. J. Badke.

### Einführung.

Im Auftrage des hochw. Herrn Präses J. Albrecht wurde Herr Pastor W. F. Dreher am 11. Sonntag n. Tr. in sein Amt an der ev.-luth. Gemeinde in West St. Paul, Minn., von dem Unterzeichneten eingeführt. Gottes Segen mit ihm!

M. Firmenstein.

Adresse: Rev. W. F. Dreher,  
cor. Louisa und Eaton Str.,  
St. Paul, Minn.

### Anzeige.

Herr Pastor R. A. Lederer, seither Glied der Michigan-Synode, hat sich um Aufnahme in die Minnesota-Synode gemeldet.

C. J. Albrecht.

### Quittungen.

Für das Gemeindeblatt: Jahrg. XX: PP J A Hoyer (für Jacobi und Christgau) 2.10; Wunber 1.05; Bergmann 21; Bergholz 21.10; C J Albrecht 12; M H Pantow 21.20; A J Siegler 13.25; Aug Pieper (für Kewaunee) 14.80.

Die Herren: L Brenneke 1; Köhn (incl. Vollmann) 9.45; K Rossow 1.05; Hinrichs 1.05.

Jahrg. XIX: P Vogel 1.

Jahrg. XXI: PP J H Gräbner (incl. Eggebredt und C F Gräbner) 3.15; Börneke 1.05; Hölzel (für M Buchholz und J Bade) 2.10.

Herr G W Behnken 1.05; Frau Schimpf 1.05.

Jahrg. XVIII, XIX, XX: P A Kleinlein 3.15; W J Fischer 3.15; Prof. Schaller 3.15.

Jahrg. XIV—XX: Herr W Jäger 7.35.

Jahrg. XIX, XX, XXI: P Riefels (für Ostermann) 2.90.

Jahrg. XIX, XX: Prof. Hönke 4; 4; B P Nommensen 2.10, 2.10.

Jahrg. XVII—XX: Herr A Mohns 4.20.

Jahrg. XX, XXI: P C Böttcher 3. Herr F Lüdke 2.10.

Für das Seminar: P Jäkel, vom Jungfrauenverein der Gnadengem. \$46; P Adelberg, von Witwe Gebhardt 50 Cts.; P Reichenbecher, von G Walbach \$1.

Für das Reich Gottes: Missionsfest-Coll. der Milwaukee Gemeinden \$142.87; P Jäkel, von zwei Frauen der Gnadengem. \$1.50.

Für arme Studenten: P Cidmann, von der Gem. in Center \$5.36, in Black Creek \$3.50; P H Häse, Coll. seiner Gem. \$7.65.

J. Jäkel.

Für die Synodal-Casse: Coll. der Gem. des P R Pieper \$14; für Synodalberichte \$6.

J. Conrad.

Für das College in Watertown: Collectirt durch P C Mayerhoff: Kartoffeln: J Reitz, Bäcker, H Pfeifer, H Schmidt I, W Lange, G Schmidt II, J Waldfschmidt, Fr. Elis. Petri, J Petri III, A Schulz, J Rosenbaum, Viehstädt, F Stübe, R Stübe, F Peters. Fleisch: A Baganz. Butter: Weigel, A Scherer, G Baganz, Künkel, H Schmidt II. Fr. Gull 50 Cts., Fr. Eva Petri 50 Cents. Davon sind 50 Cts. bezahlt worden für Expres für Butter.

Herzlichen Dank!

A. F. Ernst.

Watertown, den 22. August 1885.

Für die Gemeinde in Medford erhalten: Durch P Dammann, Coll. von der Jacobi-gem. \$6.55, und durch P Brockmann, von seiner Gemeinde in Watertown, Coll. \$23, 6.

Mit herzlichem Dank quittirt im Namen seiner Gemeinde B. Ungrodt.

Verichtigung: Von P Strube, Theil der Missionsfestcoll. \$40, anstatt wie in vor. No. \$4, für Watertown.

### Berichtigte Adresse:

Rev. Carl Gausewitz,  
422 E. 8. Str., St. Paul, Minn.

### Schulbücher.

Im „Nordwestlichen Bücherverlag“ sind erschienen folgende Schulbücher, die in unserer Synodalsbuchhandlung zu den beigelegten Preisen zu haben sind.

### Dr. Martin Luthers Kleiner Katechismus

mit  
Erklärung.

Bearbeitet auf Grund des Dresdner Kreuzkatechismus, und herausgegeben von der

ev.-luth. Synode von Wisconsin u. a. St.

Preis: einzeln 30 Cents, das Duzend \$3.00.

### A First Course

in

### Composition and Grammar.

By A. L. Graebner.

Preis: einzeln 50 Cents, das Duzend \$5.00.

J. Werner, Agent,

436 Broadway, Milwaukee, Wis.